ſchen geteilt; laß mich das Leid mit ihnen teilen und ſie tröſten, da ſie des Troſtes bedürfen.“

Da ſegnete Gott den guten Engel und er flog hernieder zur Erde, und wo er hinkam, da kehrte Troſt und Friede und Ergebung ein.

Was Gott tut, das iſt wohlgetan.

3)

Erzählung von A. Kolping.

Wir waren alle ganz erſtaunt über dieſe Rede des guten Großvaters ſetzten uns um ihn und horchten mit andächtiger Neugierde auf das, was er uns mitteilte. Er erzählte ungefähr folgendes:

II. Die Berndsmühle.

„Soweit ich mich ſelbſt aus meiner Kindheit erinnere, ſind die erſten Eindrücke bei mir haften geblieben auf einer Reiſe, die meine ſeligen Eltern mit mir aus unſerer urſprünglichen Heimat in die Gegend von G. in Niederland machten. Von den Knien meines Vaters her, der mich im Wagen auf dem Schoße hielt, ſah ich die Felder, die Bäume, Dörfer und Wälder an mir vorüberziehen, — ein mir völlig neues Schauſpiel, welches in ſeinem fortgeſetzten bunten Wechſel endlich alle früheren Bilder der Heimat verdrängte. Wie ich ſpäter erfahren, waren wir damals förmliche Auswanderer. Meine ſeligen Eltern hatten bedeutende Güter beſeſſen in der Gegend von B., waren in Streit geraten mit benachbarten Familien, hatten über den Hader einen großen Teil ihres Vermögens verloren, dazu noch den unverſöhnlichen Haß ihrer Gegner auf ſich geladen und verließen endlich das Land und die Gegend, wo ſie vor den Augen ihrer Feinde nicht mehr nach ihrem früheren Range und Stand erſcheinen konnten. Sie hatten den letzten Reſt ihrer Habe zu Geld gemacht — allerdings mit blutendem Herzen, aber entſchloſſen, ſich zur Auswanderung bereitet und dann dem Vaterlande für immer Lebewohl geſagt. Sie ſahen ſich für unrecht Verfolgte und Unterdrückte an, und wenn menſchliches Urteil hier ſtattfinden darf, dann ſind ſie es geweſen. Ich habe bei meinen ſeligen Eltern nie auch nur den Verſuch gemerkt, ſich mit Unrecht in den Beſitz irgend eines Gegenſtandes zu ſetzen oder ſich darin zu behaupten, wenn der rechtmäßige Beſitz mit Grund angeſtritten wurde.

„In der Stadt G. wurde auf unſerer Fahrt Halt gemacht, eine neue Heimat zu ſuchen. Da wir in unſerer früheren Heimat auch Mühlenwerke beſeſſen, ſo mietete mein Vater ſich in G. ein, ließ meine Mutter und mich dort zurück und reiſte tiefer ins Land, ob er nicht einen paſſenden Fleck zur Niederlaſſung finde. Vier Jahre alt, war ich noch gar nicht imſtande, irgend etwas, was um mich vorging, zu beurteilen. Ich weinte, wenn die Mutter weinte, und lachte gleich darauf wieder, wenn ich nur irgend ein Spielzeug fand. Daß ich eine neue Sprache lernen mußte, hatte für mich keine große Schwierigkeit, da ich ja noch erſt meine eigene Mutterſprache ſtammelte. Wir blieben inG. mehrere Jahre wohnen; denn mein Vater hatte unterdeſſen an einem uns allen ſehr bekannten Fluſſe einen Platz gekauft, Feld, Wieſe und Wald, und dort den Bau einer neuen Mühle angefangen. Zuerſt natürlich hatte er für die Herrichtung des Wohnhauſes geſorgt, und kaum daß dieſes wohnliche Räume darbot, ſo zogen wir mit unſeren Habſeligkeiten nach der neuen Mühle hinüber.

Ich erinnere mich noch, daß es mir ſo ſchwer wurde, mich von meinen Schul- und Spielkameraden in G. zu trennen, mit deren Eltern meine Eltern auch ſo eine Art Freundſchaft geſchloſſen hatten. Uebrigens freute ich mich auf die neue Mühle, auf das Plätſchern des Waſſerrades, das Rauſchen der Schleuſen, auf den Fiſchfang und all das Waſſerpläſir, welches der ſtets nahe Fluß darbot. Als wir aber endlich von der Landſtraße abbogen und durch ein ſchlecht gebautes Dorf und über noch ſchlechter gehaltene Feldwege der neuen Mühle zufuhren, die wirklich außer allem Verkehr mit der Welt verborgen und verſteckt, dazu zwiſchen Weidengebüſch am öden Ufer des Fluſſes lag, brach meine arme Mutter in lautes Schluchzen und Weinen aus, während mein Vater ernſt und ſtumm im Wagen daſaß und kein Wort des Troſtes fand. Vor wenigen Jahren noch ſo reich, ſo glänzend geſtellt vor der Welt, geachtet von unſerer Bevölkerung, — und nun in dieſen öden Winkel auf eine einſame Mühle verbannt, wo ſich ringsum kaum ein Menſch fand, mit dem man nach unſeren Standesbegriffen ſich anſtändig unterhalten konnte! Ich natürlich empfand das damals noch nicht und begriff alſo auch nicht, was meine Eltern ſo betrüben konnte; aber ſpäter habe ich's wohl begreifen gelernt. „Was können wir beſſeres tun in unſeren Verhältniſſen“, ſagte mein Vater endlich, „als daß wir uns vor der Welt verbergen und unſeren Feinden den Weg zu unſerer Wohnung abſchneiden, bis mit Gottes Hilfe wir mit Ehren wieder auftreten und unſeren Namen öffentlich nennen dürfen? Klothilde, der Tag wird hoffentlich auch noch kommen.“ Damit ſuchte er meine troſtloſe Mutter aufzurichten. Aber er machte ein ſo ernſtes, faſt finſteres Geſicht dabei, als ob er ſelbſt des Troſtes auch noch bedürfe.

„Wir langten auf der Mühle an und richteten uns, ſo gut es ging, häuslich ein. Meine Mutter fand dann auch bald, als nämlich der erſte, brennende Schmerz vorüber war, ihre Faſſung wieder. Der Vater war vollauf beſchäftigt, die Mühle ſelbſt fertig zu ſtellen und zugleich Feld, Wieſe und Wald, wie er ſagte, in die Kur zu nehmen. Es war eine wahre Wildnis. War auch das Waſſergefälle gut, ſo waren die Wieſen durch völlige Vernachläſſigung des Flußufers faſt alle verſumpft. Erlengebüſch, Weidenhecken und Schilf wucherten um die Wette. Das Gras war ſo ſauer, daß kein Vieh es freſſen mochte. Der Wald ſtand einen guten Teil des Jahres unter Waſſer, und es verfaulte faſt die Hälfte des Schlagholzes. Am beſten war noch das Feld beſtellt, das unmittelbar an die Mühle anſtieß und ſich dann eine leichte Anhöhe hinaufzog, obſchon mein Vater auch dieſem eine in jener Gegend bisher nicht geſehene Sorge zuwandte. Zuerſt, nachdem die Mühle fertig war und das Korn „zur Ehre Gottes“ durch die Gänge gelaufen, wurde eine ſolide Brücke über den Fluß gebaut, dann wurden ſeine Ufer eingedämmt und das Waſſer reguliert. Dadurch blieben die Wieſen trockener, und nachdem die Abzugsgräben gezogen, wurde das Geſtrüpp beſeitigt, die Sümpfe eingeengt, Gras ausgerodet und neu geſäet, ſo daß im zweiten Jahre bereits brauchbares Heu gewonnen wurde. Zugleich hatte mein Vater den Wald in Angriff genommen, das Waſſer abgeleitet und das Holz mäßig gelichtet. Kurz, mit einer nie raſtenden Tätigkeit ſchuf er dieſe Wildnis im Verlaufe weniger Jahre in ein wohnliches Gut um, das uns um ſo heimlicher werden ſollte, als es das Verlorene nach Kräften zu erſetzen beſtimmt war und den Grund legen ſollte zu weiterer Tätigkeit.

Auch hatte deshalb alles, was der Vater unternommen, einen etwas ungewöhnlichen Anſtrich, ſo daß die Mühle und ihre Bewohner in der ganzen Umgegend von den Leuten teils mit großen, teils mit neidiſchen Augen angeſehen wurden. Unſer Wohnhaus, das ſich unmittelbar an die Mühle ſelbſt anſchloß, glich, von außen geſehen, eher einem herrſchaftlichen Hauſe, als einer Müllerwohnung. Der ſteinere Giebel ragte keck in die Höhe, und auf der Spitze war das zierliche Windfähnchen mit dem ausgehauenen Stern ausgeſteckt, daß man's von weitem ſah, wenn man vom Pfarrdorfe, das eine gute Viertelſtunde ſeitab liegt, aus den Gartenhecken hervortrat. Der Eingang zum Wohnhauſe war von der Hofſeite angelegt, und über der großen Tür war ein breiter, vorſpringender Stein eingemauert, deſſen Beſtimmung eigentlich niemand wußte, als unſer Herrgott und der, der ihn hatte einſetzen laſſen. Beider Gedanken gingen aber in vielen Dingen, auch mit dem Steine, weit auseinander, wie ihr, meine Kinder, ſehen ſollt. Auch die Einrichtung im Hauſe, beſonders in den Zimmern meiner Eltern, war vornehmer getroffen, als es ſonſt in der Gegend von Müllerhäuſern gebräuchlich war. Im Schlafzimmer der Eltern ſtand ein prächtiges Kruzifix, deſſen Heiland kunſtreich aus Elfenbein geſchnitzt war, auf dem Betſchemel. Es war das ein Erbſtück von dem Großvater meiner Mutter her, und es knüpften ſich an dasſelbe mehr als bloß fromme Erinnerungen der Familie. Meine ſelige Mutter konnte es lange Zeit nicht ohne Tränen anſehen, und hätte ſich doch um keinen Preis davon getrennt.

Bei den Bauern der nächſten Umgebung galten wir für geflüchtete vornehme Leute, die unmenſchlich reich ſein müßten, und die Haltung meiner Eltern beſtärkte die guten Leute auch in ihrer Meinung. Mein Vater — man nannte ihn Herrn Bernd —war ein großer, ſtattlicher Mann, der von Jugend auf ans Befehlen gewohnt ſchien. Wie ſehr er ſich auch zuſammennehmen wollte, wie ruhig er auch in der Regel zu reden anfing, immer brach ſeine eigentliche Art wieder hervor, und der Herr Bernd vergaß den Müller jeden Augenblick. Stets den Kopf voll Pläne und Entwürfe, den ganzen Tag mit Anordnungen beſchäftigt, hatte er nicht Zeit genug, uf ſein Benehmen zu achten. Etwas Stolz lag in ſeinem gemeſſenen Schritte, in ſeinen kurzen, oft knappen Reden, in der Art und Manier, wie er mit dem Geſinde und den Bauern umging, die er ohne beſtimmte Abſicht immer in einiger Entfernung von ſich zu halten wußte. Meine Mutter trug ſich dabei noch immer ausländiſch, und konnte es ſich an Sonn- und Feſttagen nicht verſagen, in ihrem gewohnten Schmucke zu erſcheinen. Das hielt die Weiber ſchon allein in Reſpekt, abgeſehen, daß meine Mutter nie in Gegenwart der Dienſtboten von unſeren Familienverhältniſſen ſprach. Wurde ich ſelbſt doch nichts gewahr, vermutlich, damit ich in meinem jugendlichen Unverſtande davon keinen nachteilgen Gebrauch mache. Gewöhnlich ging die Mutter etwas vornüber gebeugt, wie jemand, der eine ſchwere Laſt auf dem Herzen hat; nur wenn ihr etwas begegnete, was ihr Gemüt lebhaft in Anſpruch nahm, richtete ſie ſich gerade auf und ſchien dann plötzlich größer geworden.

Sonſt war ſie ſtill und freundlich, war wohltätig gegen die Armen und hielt im Hauſe muſterhafte Zucht und Ordnung unter dem Geſinde. Daß die Eltern mich, ihr einziges Kind, über aller liebten, verſteht ſich wohl von ſelbſt; ruhten doch auf mir alle ihre Hoffnungen; und daß ich dabei den Geiſt meiner Eltern einſog und ihre Art und Manier mir aneignete, iſt auch nicht zu verwundern. Die Mutter erzog und unterrichtete mich ſelber, ſchickte mich zum alten Pfarrer in beſonderen Religionsunterricht, damit ich mit den Dorfkindern in keine zu nahe Berührung käme, und der gute alte Herr war ſchwach genug, dem Anſinnen meiner Eltern nachzugeben. Er glaubte dieſe Rückſicht dem Unglücke ſchuldig zu ſein, bedachte aber nicht, daß er dadurch im Grunde doch nur das Unglück größer machte. Ich hielt mich weniger für ein einfaches Müllerkind, als für den Sohn des Herrn Bernd, und ein ziemlicher Hochmut wuchs in dem jungen Gemüte auf, der leider nur zu viele Nahrung erhielt. Ich bin weit entfernt, jetzt noch meinen verſtorbenen Eltern das nachzutragen. Sie glaubten, alles, was ſie taten, ihrem Namen und Stande ſchuldig zu ſein, und begriffen es damals nicht, daß ſie völlig verkehrte Wege einſchlugen, das Ziel zu erreichen. Nur Eines machten ſie recht. Ich wurde früh zur Arbeit und Tätigkeit angehalten, mußte den Vater überall hin begleiten und mit ihm Hand anlegen, wo es nur nötig war.

Leſefrüchte.

Napoleon, der ſeine Marſchälle zum Eſſen eingeladen hatte, ſetzte ſich, als ſie nicht zur Zeit da waren, allein zu Tiſch. Sie kamen, als er eben von ſeinem Mahle aufſtand. „Meine Herren“, ſagte er, „das Eſſen iſt nun vorüber, wir wollen gleich an die Arbeit gehen.“

*

Die Morgenſtunde iſt es zumeiſt, die den Tag gut oder ſchlecht einleitet, wird ſie benützt, hat ſie Gold im Munde.

Heidenmiſſion und Diaſpora.

Bonifatiusverein. Aus Melaten 300 Mk. Aus Libour 10 Mk.

Kloſter Marienberg, Neuß, Glockhammer:

Annahmeſtelle in Vierſen:
Ehrw. Schweſtern im Waiſenhaus zu Vierſen

Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei in Neuß.

St. Quirinus-Blatt

Wochenſchrift zur religiöſen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.
Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 35. Sonntag, 27. Auguſt. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 27. Auguſt: Joſeph v. K.
Montag, den 28. Auguſt: Auguſt.
Dienstag, den 29. Auguſt: Sabina.
Mittwoch, den 30. Auguſt: Roſa v. L.
Donnerstag den 31. Auguſt: Paulinus.
Freitag, den 1. Septemer: Aegidius.
Samstag, den 2. September: Juſtus.

Sonntagsleſung.

Der barmherzige Samaritan. Im heutigen Evangelium zeigt ſich der göttliche Heiland als Lehrmeiſter erſter Größe. Der Geſetzlehrer kommt, nachdem der göttliche Heiland den Inhalt des Gebotes der Gottes- und Nächſtenliebe in kurzem Satze ausgeſprochen, mit der echt juriſtiſchen Frage: „Wer iſt denn mein Nächſter?“

Der göttliche Heiland illuſtriert ihm nun an dem unter die Räuber gefallenen, zerſchlagenen und halbtot da liegenden, von dem Samaritan liebevoll beſorgten Reiſenden das, was rechte und echte Nächſtenliebe iſt. Es iſt ein Evangelium von großem und tiefem Lehrgehalt. Uneigennützige und freudig geübte Nächſtenliebe, die keinen Unterſchied in der Perſon macht, ſondern ſich nur von der Größe der Not und des Elendes leiten läßt, iſt von jeher eine der ſtärkſten Empfehlungen der chriſtlichen Religion geweſen. Und daß es mit dieſer Liebe heute unter den Völkern ſo ſchlecht ſteht, daß das eine Volk des anderen Untergang wünſcht, daß im inneren Leben der Völker der Parteihader alles zerriſſen, der Egoismus der Schieber nicht mehr nach dem Eigtum, und der Wucherer nach der Not des Nächſten fragt, darin liegt der traurige, aber auch der klarſte Beweis, wie ſehr dem Menſchen die chriſtliche Religion und damit auch die chriſtliche Liebe abhanden gekommen. Soll die letztere wieder die Menſchen beglücken, muß die erſtere, der Glaube, wieder in der Menſchheit aufgebaut werden.

Bildung und Erziehung im chriſtlichen Sinne.

XXXIII.

Die Temperamente.

Wir haben in den letzten Artikeln die Temperamente ausführlich beſprochen. Die vier dort angeführten Arten, das choleriſche, ſanguiniſche, phlegmatiſche und melancholiſche Temperament laſſen ſich füglich auf zwei, nämlich auf ein tätiges und ein leidendes zurückführen. Zur tätigen Art gehören das ſanguiniſche und choleriſche, zur leidenden das phlegmatiſche und melancholiſche Temperament.

Die Temperamente ſind indeß der mannigfaltigſten Abſtufungen fähig. Sie deuten gleichſam die vier Himmelsgegenden des Lebensganges an, welche mehr Zwiſchengegenden einſchließen, als die vollſtändigſte Windroſe einſchließen kann.

Wie in den Luftregionen das Minimum und das Maximum einherzieht und verſchiedene Temperaturverhältniſſe in einzelnen Ländern und Gegenden bringt, wie das Barometer von ſeinem Tiefſtand auf Sturm zu beſtändigem, ſchönem Wetter aufſteigen kann, ſo ſind auch auf der Stufenleiter jedes einzelnen Temperamentes Stimmungswechſel und Gemütsſchwankungen möglich. Immerhin aber wird man bei all dem Wechſel doch bei jedem Menſchen auf eine bleibende, ſtändige Gemütsverfaſſung ſtoßen, die im Ganzen immer auf die nämliche Weiſe ſich kundgibt. Gerade, wie die klimatiſchen Verhältniſſe eines Landſtriches ſich nach dem Breitegrade richten, unter welchem er liegt, ſo die Aeußerungen des Gemütes nach dem Temperamente, das ihm die Natur in die Wiege gelegt. Der Phlematiker bleibt Phlegmatiker, wenn er auch bei beſonderer Gelegenheit in Zorn und Wut gerät, und der Sanguiniker bleibt Sanguiniker, wenn er ſich auch bisweilen einer ernſten Betrachtung hingibt und ein feſtes Weſen annimmt.

Wie nun bei beſtimmten Menſchen ſich ein beſtimmtes Temperament vorfindet, ſo findet es ſich gemeiniglich auch bei ganzen Nationen. So iſt der Franzoſe in der Regel Sanguiniker, während der Engländer und Ruſſe mehr zur Melancholie neigt. Ruſſiſche und ſlaviſche Lieder haben in der Regel einen melancholiſchen Charakter, mehr Moll, wie Dur.

Wie verſchieden nun auch die Temperamente ſein mögen, jedes iſt brauchbar und brauchbar zu machen für die menſchliche Geſellſchaft. Jedes Temperament hat ſeine ſchönen und ſchwachen Seiten. Wo Licht iſt, iſt Schatten, und die ſind ſo miteinander verwachſen, daß eine vollſtändige Trennung unmöglich iſt.

Das will auch die beſte Abtötung und Aſzeſe nicht. Das zu wollen, wäre auch unnatürlich, Aus einem Phlegmatiker einen Sanguiniker machen zu wollen, gelingt erſtens nicht, und wenn es gelänge, gäbe es nur ein Zerrbild des Charakters, ein Zwitter. Das Beſtreben der Aſzeſe muß dahin gehen, die Schattenſeiten des Temperamentes zurückzudränger, die Leichtſeiten zu verſtärken.

War nicht Petrus ein Sanguiniker und Paulus ein Choleriker? Und beide ſind die Apoſtelfürſten geworden. Und war nicht der aegyptiſche Joſeph ein melancholiſcher Träumer? Und doch wurde er Vizekönig von Aegypten. Und zeigt nicht Nathanael mit ſeiner zweifelnden Frage: „Wie kann aus Nazareth etwas Gutes kommen?“ den Phlegmatiker, der gleichgültig mit der Schulter zuckt an, und doch iſt aus ihm der Apoſtel und Märtyrer Bartholomäus geworden.

Uebrigens hat man doch Beiſpiele, daß das Temperament eines Menſchen ſich ganz verändern kann. So erzählt man von einem melancholiſchen Engländer, der nachts in die Themſe ſpringen wollte, er wurde von Räubern angefallen, floh, und die Melancholie war für immer verſchwunden.

Auch das Urteil über ein Temperament kann oft recht unrichtig ſein. Cervantes, der den Donquijote geſchrieben, der Luſtſpieldichter Molière und der Romanſchriftſteller Walter Scott lebten in der düſterſten Gemütsſtimmung, während ſie andere ergötzten.

Einem Melancholiker zu Paris wurde von einem der erſten Aerzte, nachdem alle anderen Vorſchläge der Erheiterung ſich als nutzlos erwieſen hatten, der Rat erteilt, er möge zur Verſcheuchung ſeiner Melancholie, die ihm das Leben unerträglich machte, jeden Abend die italieniſche Komödie und das Spiel des berühmten Hanswurſten Biankolli beſuchen, worauf jedoch der Kranke erwiderte, er ſehe wohl ein, daß ſeine Melancholie unheilbar ſei, denn er ſei dieſer Hanswurſt Biankolli ſelbſt.

Ein Wort für Eltern und Erzieher.

Von dem ſeligen Clemens Brentano wird uns erzählt, daß er einſt heimlich zu ſeinem großen Unſegen ein Buch geleſen habe, das er in der Bücherſammlung eines alten, frommen Geiſtlichen, bei dem er in Penſion war, fand. Es war Taſſo's „Befreites Jeruſalem“. Die darin geſchilderten Liebeshändel verwirrten ſein ganzes Gemüt ſo ſehr, daß dieſe Lektüre einen tiefen, ernſten

Grund legte, aus welchem ihm viele verderbliche Leidenſchaft aufgegangen iſt. In ſpäteren Jahren ſchreibt er in Erinnerung an dieſe Tatſache an ſeine Nichte, Frau von Schweitzer:

„Ich habe dich in Frankfurt ſchon aufmerkſam darauf gemacht, deinen Bruder zu bitten, ſeine Bücher zu ſich nach Hauſe zu nehmen und das Sammelſurium von Büchern, welche wie herrenlos unten im Schrank ſtehen, durchzumuſtern und zu ordnen, damit das ganz Verderbliche vernichtet, das Untaugliche verkauft werde, in jedem Falle aber alles verwahrt und verſchloſſen, was einſt der Leſebegierde deiner Knaben ein heimlicher und darum um ſo ſchädlicherer Genuß werden könnte. Ich weiß aus eigener Erfahrung, was Leſeſucht durch die Entdeckung ſolcher in Familien zerſtreuter Bücherneſter für große Gefahren laufen kann. Schon das Eingehen in die Verſuchung, ein Buch heimlich bei Seite zu bringen und ohne Wiſſen der Eltern zu leſen, wäre es auch nicht eben ein gefährliches, macht es dazu; denn auf dieſe Weiſe wird alles Böſe gelernt und geübt. . . . Eine fromme Mutter, welche betet: „und führe uns nicht in Verſuchung", muß auch alles beſeitigen, wodurch die, von welchen du Gott Rechenſchaft geben mußt, in Verſuchung geführt werden können. Ich zweifle zwar nicht, daß deine Knaben zu treu und fromm von dir bis jetzt gehütet ſind, als daß ſie Gefahr liefen, aber ich warne doch der Zukunft wegen."

Gewiß eine ernſte Mahnung an alle Eltern, Lehrer und ſonſtige Erzieher, in dieſer Hinſicht peinlich Acht zu haben, damit nicht eines von den Kleinen, die ihnen anvertraut ſind, durch ihrer Pfleger Sorgloſigkeit zu Schaden komme!

Maria Himmelfahrt.

Wer iſt die, welche ſteigt empor,
Gleich Morgenrot, dem ſüßen?
Weit tut ſich auf des Himmels Tor,
Zu feſtlich frohem Grüßen!
Die Engel, die herab geſchwebt,
Sie jubelnd jetzt umringen.
Wer iſt die, die ſich heut' erhebt,
Auf heil'ger Liebe Schwingen?

Es gibt Feſte im Kirchenjahr, die auf's Gemüt wirken, wie Frühlingstage und Sonnenſchein. Zu dieſen gehört auch das Feſt Maria Himmelfahrt. Die Kirchen ſind ſo ſchön geſchmückt, die ſo lieblichen und zarten Weiſen der Muttergotteslieder erklingen, ſo viele gehen zum Tiſch des Herrn, die Kongregationen halten ihren Gedächtnistag, Wallfahrer wallen auf allen Wegen zur Mutter der Gnade. Ein wirkliches Heimatsgefühl kommt über uns. Man empfindet ſo recht den Troſt, daß wir in Maria im Himmel eine ſo treue Mutter, eine liebreiche Fürſprecherin, eine mächtige Helferin beſitzen und mit doppelter Innigkeit betet man zu ihr: Wohlan, du unſere Fürſprecherin, deine barmherzigen Augen wende zu uns und nach dieſem Elende zeigt uns Jeſum, die gebenedeite Frucht deines Leibes.

Ich wäre an dieſem Feſte am letztverfloſſenen Sonntag eigentlich gern zum Dom ins Pontifikalamt gegangen, um unter den himmelaufſtrebenden Bogen den Triumphzug der Gottesmutter von den lieben Kinderſtimmen des Domchores beſingen zu hören. Doch wurden wir in letzter Stunde daran gehindert und ſo blieben wir in unſerer Kloſterkirche zurück. Die Schweſtern und Zöglinge hatten die Kirche wundervoll geſchmückt. An Licht und friſchen Blumen war nicht geſpart und die Reinheit aller prieſterlichen Kleider, der Tücher, die auf dem Altare, der Teppiche, die blauen Wanddraperien machten gleich jenen erquickenden Eindruck, den man als das Charisma ſolcher Kloſterkirchen bezeichnen kann, wo Frauenaugen, die jedes Stäubchen ſehen, und Frauenhände, denen die Finger zum Putzen ſtehen, ihres Amtes walten.

Das feierliche Hochamt nimmt ſeinen Anfang: gaudeamus omnes, freuen wir uns alle, diem festum celebrantes, die wir den Ehrentag begehen, Bm-Virginis der allerſeligſten Jungfrau, de cujus assumtione in coelum, über deren Aufnahme in den Himmel, gaudent angeli, die Engel ſich freuen, et collaudant filium Dei und den Sohn Gottes preiſen. Und wer nun meinetwegen das Meßbuch von Schott in der Hand, ſich ruhig dem Eindruck überläßt, den die von Prieſter und vom Chor geſungenen Worte auf ihn machen, der ſieht wie in einem ſchönen Wandelpanorama die ganze Idee ſich aufrollen, die an einem ſolchen Feſte den Gottesdienſt beherrſchen will. Das Ganze iſt wie eine Symphonie, in der ſich das eine Thema immer in den verſchiedenſten Variationen wiederholt und ſo das wundervolle Tongewebe entſteht.

Immer hören wir im Eingang, im Stufenpſalm, im Offertorium, in der Präfation, im Gebete nach der Kommunion die Worte: „assumta est, assumptio, aufgenommen ward in den Himmel," an unſer Ohr klingen und gleichſam als Gegenthema dann wieder die anderen: gaudent angeli, des freuen ſich die Engel. Immer wogen dieſe Worte und Melodien in- und durcheinander, bis ſie ihre ſchönſte Steigerung im letzten Geſange des Chores am Schluſſe der Meſſe finden: „Maria optimam partem elegit, quae non auferetur ab ea, Maria hat den beſten Teil erwählt, der nicht von ihr wird genommen werden."

So wird durch dieſe Worte die Freude des Tages gleichſam in den Himmel hinübergeleitet. Daß Maria die Erde verlaſſen, wird mit keinem Worte erwähnt; aber daß die Himmel ſich öffnen und die Engel jubelnd ihre Königin umringen, das iſt der Feſtgedanke, um den alles ſich dreht.

Und welch ein Gewinn, wenn man nun, abgeſehen von den ſpeziellen Gnaden der hl. Meſſe, gleichſam als moraliſche Frucht den Gedanken mit nach Hauſe nimmt und ihn in ſeiner Seele nachzittern läßt: Maria hat den beſten Teil erwählt, der nicht von ihr wird genommen werden.

Beim Nervendoktor.

Heute hat der Nervenarzt den meiſten Zulauf, da alle Welt nervös iſt. Einmal hat nun auch, wie uns Profeſſor Zitelmann erzählt, der Tod einen ſolchen Nervenarzt konſultiert.

Der Tod, der ja immer auf Beute lauert und beſonders gerne immer unter den Kranken und Leidenden weilt, ſei einmal, ſo erzählt Zitelmann, als Menſch verkleidet, in das Wartezimmer eines ſolchen berühmten Nervenarztes gegangen, die Inſaſſen ſich anzuſehen und ſich zu vergewiſſern, wer und wie viele bald reif für ſeine Senſe ſeien. Als er eintrat, war das ganze Zimmer ſchon beſetzt. Er nahm Platz in der Reihe und wartete. Er hatte eigentlich nicht vor, ſich ſelbſt dem Doktor vorzuſtellen, aber als er viele Patienten, die mit einer griesgrämigen Miene eingetreten waren, ſo freudig erregt und heiter geſtimmt wieder aus dem Zimmer des Arztes herauskommen ſah, war er neugierig und dachte, er wolle ſich doch auch einmal von dem Doktor unterſuchen laſſen und ſeine Anſicht hören.

Als er an der Reihe war, klopfte er und auf ein kräftiges „Herein" ſtellte er ſich dem Arzte vor. Der betrachtete ihn von Kopf bis zu Fuß, fühlte nach dem Puls, unterſuchte mit dem Hörnchen Herz und Lunge, ſetzte ſich dann breit in ſeinen Stuhl und ſprach: „Mein lieber Herr, Sie ſind ja das Leben ſelbſt! Nur Ihre Nerven ſind nicht ganz ſo, wie ſie ſein ſollten. Ja, ja, die Nerven, die Nerven! Sie ſind Neuraſtheniker, laſſen ſich gehen, es fehlt Ihnen an Energie. Ich weiß nicht, ob Sie einen anſtrengenden Beruf haben. Jedenfalls müſſen Sie einmal ausſpannen, mindeſtens zwei bis drei Monate. Erlaubt es Ihnen Ihr Geldbeutel nicht, irgendwo in die Sommerfriſche, meinetwegen in den Schwarzwald oder an die See zu gehen, ſo bewegen Sie ſich wenigſtens viel in der friſchen Luft, das wird Ihnen gut tun. Folgen Sie meinem Rat und kommen Sie dann gelegentlich einmal wieder zu mir."

„Ich danke Ihnen", ſagte der Tod verbindlich und wandte ſich zum Gehen, „alſo auf Wiederſehen, Herr Kollege."

„Kollege?" fragte jetzt der Arzt verwundert und wandte den Kopf dem ſich Entfernenden zu. „Sind Sie denn Mediziner?" „Gewiß," antwortete der Tod, und zwar ein Doktor, der ohne Medikamente allen Krankheiten für immer ein Ende macht."

„Da bin ich doch begierig, zu wiſſen, wer Sie eigentlich ſind", erwiderte der Nervendoktor erſtaunt, „vielleicht ein Naturheilkünſtler? Da trat der Tod ganz nahe vor ihm hin, und als wären die Kleider und das Fleiſch durchſichtig geworden, zeigte ſich das drohende Gerippe.

„Fürchten Sie ſich nicht, Herr Kollege", ſprach nun der Tod, „ich tue Ihnen nichts, aber ich bin Ihnen dankbar, daß ich nun weiß, daß mir nichts anderes fehlt, als daß ich ſchwache Nerven habe. Ja, die Nerven, die Nerven!"

Nicht wahr, lieber Leſer, kein Wunder, wenn ſogar der Tod ſchwache Nerven hat, dann brauchſt du dich ihrer nicht zu ſchämen.

Wie viel Gutes in Menſchen ſteckt?

Bei einer Gelben-Fieberepidemie in Memphis, als das Hilfskomitee keine Nachtwachenden mehr aufzutreiben vermochte, erſchien bei einem der Aerzte ein Mann mit rohen Zügen, kurzgeſchorenem Haar und ſchlotterigem Gange und ſagte kurz angebunden: „Ich möchte pflegen helfen." Der Arzt beſah ſich prüfend den Mann und kam zu dem Schluſſe, daß er in keiner Weiſe für die Arbeit geeignet ſei. Er erwiderte alſo kurz: „Wir haben keine Verwendung für Sie."

„Ich möchte aber ſehr gern pflegen. Verſuchen Sie es mit mir eine Woche. Sind Sie nicht zufrieden, ſo entlaſſen Sie mich. Wenn ich Ihnen aber paſſe, ſo bezahlen Sie mir meinen Lohn."

„Gut," ſagte der Doktor, „ich will Sie nehmen, obgleich ich es, offen geſtanden, nicht gern tue," und in Gedanken fügte er hinzu: „Ich werde auf dich aufpaſſen."

Aber der Mann bewies bald, daß er keiner Ueberwachung bedürfe. In wenigen Wochen war er der tüchtigſte Pfleger des ganzen heldenmütigen Pflegeperſonals. Unermüdlich und ſelbſtverleugnend war er ſtets da, wo die Peſt den ſchlimmſten Grad erreicht hatte, und die Arbeit am ſchwerſten war. Er war der Liebling aller Kranken, die Sterbenden hatten ein dankbares Lächeln für ihn und den Verlaſſenen und Vergeſſenen erſchien ſein rauhes Geſicht wie das Antlitz eines Engels.

Wenn aber der Zahltag kam, benahm er ſich jedesmal ſo ſonderbar, daß man zuletzt ihm einmal auf einem ſeiner geheimen Gänge nachſchlich. Er begab ſich auf Umwegen an einen abgelegenen Ort und ſteckte heimlich und verſtohlen ſeinen ganzen Wochenlohn in einen der aufgeſtellten Sammelkäſten für die vom Gelben Fieber Leidenden.

Nicht lange wurde er ſelbſt von der Peſt ergriffen und ſtarb. Ehe er aber in ſein namenloſes Grab geſenkt wurde, entdeckte

man bei der Aufbahrung an ſeinem Körper eine fahle Narbe: Johann, der Krankenwärter, war als Zuchthausſträfling gebrandmarkt geweſen.

Unſere Schreibfeder.

„Alſo das iſt hier das Zimmer, wo die Artikel fürs Sonntagsblatt fabriziert werden?" fragte uns dieſer Tage ein guter Freund, der aus der Ferne zu einem kurzen Beſuch gekommen war. „Hm, nicht übel", fuhr er fort, „ein großes Zimmer, Bücher und Bilder, durchs Fenſter ein Blick in grüne Felder, ein Schreibtiſch, auf den die Sonne durch hohe rauſchende Platanen blinzelt — das nenne ich mir ein nettes Stübchen zum Simulieren, Konzipieren, Denken und Schreiben: du biſt zu beneiden, Kerl. — Und das hier," und er nahm einen ſchwarzen, noch von friſcher Tinte blinkenden Federhalter in die Hand, „iſt die Feder, womit du alles ſchreibſt? — Nimm dich nur in acht, daß die beiden Fräuleins, die in der Elektriſchen ihre Weisheit auskramten, oder die Kommuniſten, die du neulich wegen ihrer ſchönen höflichen Manieren ſo mitgenommen haſt, ſie nicht zu Geſicht bekommen, die drehen ihr den Hals um, und ob nicht auch der eine oder andere, die einmal in einem Artikel glauben gepickt zu ſein, deiner Feder, wenn ſie ihr beikommen könnten, mindeſtens ein Bein zerbrächen, dafür ſtehe ich auch nicht."

Ich lachte natürlich über des Freundes Einfall, ging aber nicht weiter darauf ein, hatten wir uns doch viel zu erzählen. Aber als er fortgegangen, habe ich mir doch die böſe Feder einmal etwas genauer angeſehen und da hat ſie denn Dinge erzählt, die ſie mir ganz intereſſant machten.

Zum erſtenmale ſah ich zu meinem Schrecken, daß ſie wirklich die Form einer Lanze hat, als wolle ſie durch ihre Form bekunden, ſie ſei, wenn nicht zum Stechen und Picken gerade da, doch brauchbar dazu. Zum Glück hat ſie einen gewölbten Rücken, um anzudeuten, ſie wolle auch wieder gerne in Schutz nehmen und vieles mit dem Mantel der Liebe bedecken, auch in der Mitte ein Loch, wodurch ſie alle die böſen Kobolde, die etwa in die Tinte geraten, herauswerfen kann. Daß ſie katzengrau iſt, empfiehlt ſie auch nicht beim Publikum, aber wenn ſie in die Tinte getaucht iſt, blinkt ſie doch wenigſtens zur Hälfte ſo freundlich, wie die ſchönen blauen Figürchen auf weißem Porzellan.

Wenn ſie ſo ruhig auf dem Tiſch liegt, ſcheint ſie ein ganz harmloſes Ding zu ſein, das keine drei zählen kann, aber wenn ſie über das Papier fährt, dann kann ſie zuweilen allerhand Schnurren machen und Purzelbäume ſchlagen, worüber die Leute einige Tage nachher herzlich lachen. Aber auch Wahrheiten ſagen, daß einige ſich hinter den Ohren kratzen, einzelne ſogar auf die dumme, freche Feder ſchimpfen. Stückchen kann ſie erzählen, beſonders, wenn ihr Vater Kolping oder ein ihm Geiſtesverwandter begegnet, daß einige weichgeſtimmte Seelen weinen, wenn ſie das Stückchen zu Ende geleſen.

Sie iſt nur nicht immer in gleicher Weiſe zur Arbeit aufgelegt. Manchmal kann ſie gar nicht in Zug kommen. Schon die Ueberſchrift macht ihr Kopfzerbrechen, und oft iſt ſie ſo unzufrieden mit ſich ſelbſt, daß ſie mir nichts dir nichts ausſtreicht, was ſie eben geſchrieben.

Sie iſt auch wenig abgetötet; denn noch lange iſt ihr nicht jede Arbeit gleich. Am ungernſten ſchreibt ſie lange Briefe und Eingaben an die Behörden. Auch bei Volkszählungen all die Stellen auszufüllen und Steuerdeklarationen ſind ihr langweilig. Am meiſten aber ſträubt ſie ſich, wenn ſie auf gar zu einfältige Fragen, die man ihr in langen Schreiben vorlegt, antworten ſoll. Am liebſten befaßt ſie ſich mit einer Reiſebeſchreibung oder mit dem Oefchen und Lämpchen, denn das wird ihr am leichteſten und damit tut ſie auch niemanden weh. Denn wenn ſie belehren und tadeln will, muß ſie arg Acht geben, daß ſie keinem in die Füße pickt, und jedes Wort auf die Goldwage legen, damit doch keiner unter den Leſern meint, die ganze Geſchichte wäre auf ihn gemünzt.

Sie muß auch in ihrem Umgang ſehr vorſichtig und gebildet ſein. Mit dem Schreibtiſch kann ſie ſchon familiärer umgehen, denn all die großen Kleye, die von ihr ihm beigebracht, ſeine grüne Platte, wie die Narben einen Krieger zieren, der in der Schlacht geweſen, trägt er als Ruhmestitel. Aber ſo ein feines weißes geſticktes Deckchen, auf dem ſie ſich, eben mit Tinte gefüllt, für einen Augenblick hat ausruhen wollen, hält ihr ihre Untat noch Monate lang nach, ſelbſt wenn es ſo und ſo viel mal in der Wäſche geweſen. Auch unverzeihliche, andere Dummheiten kann die Feder machen, z. B. wenn ſie nach Mittag bei einer auf dem Tiſche ſtehenden Taſſe Kaffee tätig iſt, in dieſe anſtatt ins Tintenfaß fährt, oder auf der letzten Seite einer vierſeitigen Eingabe ans Bürgermeiſteramt, worin ſie einen großen ſchwarzen Flecken macht, oder ihr ſchwarzes Gift über den ganzen Bogen ſpritzt und dann die ganze Arbeit wieder von vorne anfangen muß. Auch als Waffe läßt ſich die Feder verwenden z. B., wenn es mitten in der Arbeit jeden Augenblick ſchellt und Beſuch heraufkommt, der gar nichts Wichtiges hat, aber eine Menge Zeit nehmen kann. Da drängt ſich die Feder wohl wie ein zweiſchneidiges Schwert zwiſchen die Zähne — oder ſie drückt ſich wenigſtens hinter das Ohr, um dem vielleicht zu ſehr langen zeitraubenden Geſprächen geneigter Beſucher, wie ein aufgezogener Telegraphenarm zu verkünden, daneben ſei viel Arbeit, die man nur notgedrungen unterbrochen habe. Aergerlich iſt ſie, wenn ſie ſo ſchnell über das Papier gejagt und die Buchſtaben ſo undeutlich geſchrieben hat, daß ſie hernach bei der Korrektur doppelte Arbeit tun und dem Setzer, der eine Menge m für n und s für d und a für e geleſen hat, die Buchſtaben verbeſſern muß, oder auch wenn das Tintenfaß voller Staubfäden iſt, die wie lange garſtige Würmer ſich eine halbe Zeile über den Papierbogen ſchleppen.

Vergnügt iſt ſie, wenn ſie den letzten Punkt am Ende eines Artikels geſchrieben, am vergnügteſten, wenn ſie die letzte Seite des Sonntagsblattes korrigiert hat. Dann legt ſie ſich, ſo lang ſie gewachſen, auf den Tiſch, läßt die Tinte trocken werden und meint, jetzt fingen die Ferien an. Aber welche Täuſchung. Eben kommt mir 34 fertig ins Haus und verlangt für Nr. 35 nach Manuſkript. Dann reckt ſie ſich und ſtreckt ſich und ſeufzt: „Nun von neuem 8 der Spalten. Aufgepaßt und ausgehalten!" Einmal hat ſie auf einem kleinen Papierſtreifen ihre Klagen in folgende Verſe gebracht:

Lang ſollt' ich Ding in einem Federkaſten
In einem Laden mit meinen Schweſtern raſten
Es träumte mir ſchon, ein Fräulein wär' gekommen
Und hätte gar zärtlich mich mitgenommen,
Um in ſeinem Döschen, in rotſeidener Truhen
Gar weich und ſanft und lange zu ruhen.
Nur hie und da ein Briefchen zu ſchreiben
Das würd' meine ganze Arbeit bleiben
Doch weh, einem Redakteur in die Hände fallen
Iſt für eine Feder das Schlimmſte von allem
Von Morgens früh bis zum Abend ſpät
Das Federchen immer im Joche geht
Es hat nicht Ruhe, es hat nicht Raſt
Muß immer ſich tummeln in einer Haſt.

Dieſen Stoßſeufzer muß eine von den Schweſtern der Feder geleſen haben, denn von anderer Hand ſtand unter den Reimen geſchrieben:

Sei ſtill, lieb Federchen und denke dran
Du ſollſt auch wohl ſein ein brauchbarer Mann
Für Brief und Kartenſchreiben kann Jeder
Gar leichthin finden eine taugliche Feder
Aber ein Sonntagsblatt ſchön und gefällig zu ſchreiben
Iſt kaum eine unter hunderten aufzutreiben
Drum nenn' nicht das ein trauriges Leiden
Worum dich die andern Federn beneiden
Nimm friſch wieder täglich die Arbeit auf
Haſt du doch den ſchönſten Lebenslauf.

Von einem Engel, der Luſt nach der Erde trug.

Ein Engel ſah täglich herab auf die Erde und da ſchlich ſich das Verlangen in ſeine Bruſt ein, auch einmal unter den Menſchen zu leben und zu ſehen, was ſie trieben. Er kam zu dem lieben Gott und bat ihn um Erlaubnis, zu der Erde niederſteigen zu dürfen und einige Wochen bei den Menſchen zu leben. Gott in ſeiner Güte wollte ihm das nicht verſagen und ſprach: „Du darfſt hinabgehen zu den Menſchen und ich erlaube dir vier Wochen bei ihnen zu bleiben."

Da war niemand vergnügter als der Engel. Er breitete ſeine Flügel aus und flog hinab zu der Erde und als ſie ihn anlachte in ihrem ſchönen Herbſtkleide von üppigem Gras und grünem Klee, dadurch die Bäche rannen wie ſilberne Stickerei, und als er die Wälder rauſchen und die Vöglein ſingen hörte, da freute er ſich herzlich, daß er hinunter geſtiegen war. Drunten verſteckte er ſeine Flügel unter Kleidern, wie ſie die Menſchen tragen, und ging herum in die Dörfer und Städte, und er fand überall Luſt und Fröhlichkeit; denn Obſt, Frucht und Wein waren gut geraten, und wo er hinkam, war er ein willkommener Gaſt, hier bei einer Hochzeit, dort bei dem Ernteſeſt, hüben bei der Kindtaufe, drüben bei der Weinleſe.

Da behagte es dem Engel gar wohl unter den Menſchen und alſo wohl, daß er ſtatt vier Wochen fünf Wochen auf der Erde blieb und des Himmels ſchier vergaß. Er erſchrak heftig, als ihm eines Tages einfiel, daß ſein Urlaub ſchon abgelaufen war, ſchwang ſich ſogleich gegen Himmel und trat zum lieben Gott, indem er ſein Angeſicht vor Scham und Reue mit den Flügeln bedeckt. „Ach, vergib mir, mein Herr und Gott", ſprach er, „daß ich dein Gebot übertreten habe, und ſei gnädig mit deiner Strafe. Siehe, es hat mir bei den Menſchen allzuwohl gefallen."

Da lächelte der liebe Gott barmherzig auf ihn nieder und ſprach: „Haben die Menſchen ſich auch wohl meiner mitunter erinnert und von mir geſprochen?" „Lieber Herr", antwortete der Engel und ſchämte ſich noch mehr und bereute ſeinen Fehltritt noch tiefer: „Ich habe deinen Namen nicht einmal nennen gehört, viel weniger, daß ſie von dir geſprochen hätten." Da ſprach Gott der Herr wieder: „Strafe haſt du verdient und meiner Gerechtigkeit muß ein Genüge geſchehen. So lege ich dir auf, daß du im künftigen Jahr wiederum auf die Erde hinabgehen mußt." Der Engel pries die milde Hand des Herrn, aber er freute ſich nicht auf den Tag, wo er wiederum auf die Erde ſollte, denn ſein Fehltritt ging ihm noch nach und es behagte ihm nicht mehr da, wo von Gott dem Herrn nicht die Rede war.

Im folgenden Jahre ließ Gott Mißwachs auf der Erde eintreten, es gab wenig Frucht, kein Obſt und ſauern Wein, aller Orten kehrte der Hunger ein und da war von keiner Muſik und keinem Tanze oder einer Schmauſerei das geringſte zu ſpüren. Als der Engel nun wieder herniederſtieg, da fand er trübe und traurige Geſichter überall, niemand bat ihn zu Gaſte, kein Ton der Fröhlichkeit wurde gehört. Aber der Engel ging doch zu den Leuten, und es gefiel ihm in dieſem Jahre noch viel beſſer, als im vorhergegangenen, ſo daß die vier Wochen herum waren, ehe er es dachte; wenn ſich in ſeine Freude auch oft Leid miſchte. Diesmal kam er mit fröhlichen lachenden Augen vor Gott den Herrn und ſprach: „Lieber Herr, wie biſt du ſo gütig, ſelbſt wenn du ſtrafeſt. Aber auf der Erde da ſieht es böſe aus. Jammer und Elend herrſcht dort überall."

Da lächelte Gott der Herr und fragte: „Haben ſich die Menſchen auch mitunter meiner erinnert und von mir geſprochen?" „O Herr," erwiderte der Engel, „von dir war die Rede den ganzen Tag und ſie hörten nicht auf zu beten, zu ſingen und zu wallfahrten, bitten dich ohne Aufhören, du mögeſt ihnen doch wieder ein ſo gutes Jahr geben, wie das vorige war. Aber um etwas möchte ich dich noch bitten, und deine Gnade wird es mir gewähren." Gott der Herr durchſchaute des Engels Gedanken und ſprach: „Sage es, und ich will es dir gewähren." Der Engel erwiderte: „Im vorigen Jahre habe ich die Freude mit den Men-